

Nicht alle sind wie wir – weshalb Kirche nicht ohne Mission sein kann

Referat an der Fachtagung „Mission geits no?“
7. Februar 2015 – Bern

Sehr geehrte Anwesende,
liebe Schwestern und Brüder,

Der Titel meiner Ausführungen mag für die eine oder den anderen etwas anmassend klingen. Zweifellos besteht – wie man heute gerne sagt – „Klärungsbedarf“, wenn ich behaupte, Kirche könne nicht ohne Mission sei. Ich hoffe bloss, niemand von Ihnen befürchte, ich wolle nun fünfzig Minuten lang begründen, weshalb die Schweizer Kirchen nicht ohne mission 21 auskommen. Natürlich erwarte ich, dass diese Erkenntnis dann sozusagen ein Nebenprodukt meiner Überlegungen ist (und die Veranstaltenden wären vermutlich darüber auch nicht unglücklich). Doch es geht mir um mehr: ich lade Sie auf einen Gedankengang ein, der folgenden Etappen folgt:

1. Zunächst erinnere ich daran, dass Kirche sich Mission verdankt – auch unsere Schweizer Kirchen.
2. Dann möchte Ihnen einleuchtend machen, dass Mission nicht dem entspricht, was viele für eine überholte und moralisch verwerfliche Unternehmung halten, sondern zunächst eine unvermeidliche Gegebenheit ist. Ich begründe, weshalb das auch für unser Land immer noch gilt.
3. Ich frage im dritten Schritt danach, ob es nicht an der Zeit wäre, eine Theorie zu formulieren, nach der wir uns in unserer faktischen Praxis der Mission ausrichten. Ich werde dabei auf das bewährte Modell der „Anglican Community“ verweisen und die neue Missionserklärung des Ökumenischen Rats der Kirchen zitieren.
4. Abschliessen will ich als guter Protestant mit der Einladung, uns unserer Mission so zu stellen, uns so auf sie einzulassen wie Maria.

Ἡ ΘΕΟΛΟΓΙΚΗ
ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΟΝ
THEOLOGISCHE
FAKULTÄT תּוֹסֵפֶת
UNIVERSITÄT אוּנִי
BASEL THEOL
VLTASVNI
BASILE

Dr. Benedict Schubert

Lehrbeauftragter
aussereuropäisches Christentum
Theologisches Alumnium
Hebelstrasse 17
CH-4056 Basel

061 261 11 84 (Büro)
061 261 54 18 (privat)
061 283 87 18 (Fax)
B.Schubert@unibas.ch

Kirche verdankt sich der Mission – zum Beispiel in der Schweiz



Hin und wieder besuchen Gäste aus den Kirchen, mit denen wir durch mission 21 partnerschaftlich verbunden sind, auch die Peterskirche in Basel, wo ich Pfarrer bin. Wenn die Gäste aus einer afrikanischen Kirche kommen, zeige ich ihnen besonders gerne diesen Soldaten, der in einer Fensternische der Seitenkapelle aufgemalt ist, die wir als Sakristei benutzen. Der stramme Kämpfer wird wegen seines dunklen Teints von Fachleuten als ein Angehöriger der „Thebäischen Legion“ identifiziert. Im Heer der römischen Kaisers Maximilian, wird berichtet, gab es eine grosse Einheit, die sich aus Soldaten aus Nordafrika zusammensetzte. Ihr Kommandant war ein gewisser Mauritius. Er und seine Leute sollten eine terroristische Strafaktion gegen einheimische Dörfer im Unterwallis durchführen. Weil sie sich aufgrund ihres christlichen Glaubens weigerten, wurden sie ihrerseits hingerichtet. Mauritius – und Viktor und Ursus – und seine Soldaten gehören deswegen zu den ersten Märtyrern in der Schweiz, den ersten, die für ihren Glauben lieber das eigene Leben liessen als andere umzubringen. Bis heute wird Saint Maurice, der Hl. Mauritius verehrt.

Inzwischen gilt als gesichert, dass die eindrückliche Geschichte von der Thebäischen Legion eine reine Legende ist. Es gibt sogar gut fundierte Vermutungen darüber, aus welchen Gründen und Interessen ein gewisser Bischof Theodor von Octodurum (dem heutigen Martigny) die fromme Geschichte erfunden habe.¹

Es bleibt eine sehr gute Geschichte – und ich bin froh, dass der Nischenheld in der Peterskirche mich und andere daran erinnert, dass das Evangelium und in seiner Folge der christliche Glaube, die christliche Kirche und die ganze Fülle des Lebens, die sich daraus erschliesst, nicht einfach irgendwo „da sind“, sondern kommen und gehen.

Es war nie so und wird nie so sein, dass die Kirche einfach da ist. Im frommen Milieu, in dem ich als Jugendlicher entscheidende und nachhaltige Impulse erhielt, pflegte man zu sagen, Gott habe Töchter und Söhne, aber keine Enkel. Mir ist klar, dass diese Behauptung problematisch sein kann und dazu verwendet, enormen evangelistischen Druck auszulösen. Ebenso klar ist mir, wie wichtig die Weitergabe des Glaubens über Generationen hinweg ist. Gleichzeitig bleibt der etwas flapsige Spruch, Gott habe keine Grosskinder, ein wichtiger Hinweis darauf: Kirche entsteht immer neu aus lebendiger Kommunikation und besteht nur als lebendige Kommunikationsgemeinschaft.

Wenn ich von der Kirche spreche, meine ich damit die höchst widersprüchliche, verwirrend uneinheitliche weltweite Gemeinschaft all derjenigen, in deren Glaube an Gott Jesus Christus eine bestimmende Rolle spielt. Diese Rolle kann sehr unterschiedlich bestimmt sein. Die einen sehen in ihm den barfüssigen Revolutionär, der ihnen in ihrem Kampf für die Gerechtigkeit vorausgeht. Andere schaut er milde und streng gleichzeitig an aus einer geheimnisvollen Kuppel, die sich hinter den Weihrauchschwaden kaum sichtbar ist. Die einen haben aus den Worten und dem Beispiel Jesu abgeleitet, dass sie sich ganz aus der Welt und ihren Händeln heraushalten sollen, andere haben seine Bergpredigt als Grundlage für ihre politischen und sozialen Programme verwendet. Auf Schilder und

¹ David Woods, "The Origin of the Legend of Maurice and the Theban Legion," *Journal of Ecclesiastical History* 45 (1994), 385-95; eine revidierte Fassung seines Textes unter dem Titel "The Origin of the Cult of St. Maurice" findet sich bei <http://www.ucc.ie/archive/milmart/maurorig.html> (24.1.15).



Panzer haben einige Kreuze gemalt, andere konsequent lieber Gewalt erlitten, als selbst Gewalt anzuwenden.²

Diese weltweite Gemeinschaft ist entstanden aus dem höchst überschaubaren Kreis der Männer und Frauen, die sich um Jesus von Nazareth geschart hatten. Sie waren beflügelt, angefeuert, erfüllt vom Geist von Pfingsten. So sind sie den Handelsstrassen des römischen Imperiums oder irgendwelchen obskuren Abwegen gefolgt. Sie sind aus freien Stücken aufgebrochen oder wurden dazu gezwungen, aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen ins Exil getrieben oder wegen ihres Glaubens verfolgt. Der Evangelist Johannes hatte ihnen von der Begegnung mit dem Auferstandenen erzählt, wie er durch die verschlossene Tür in ihre Enge gekommen sei, sie angehaucht habe und geschickt mit dem Auftrag: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Jo 20,21). Oder sie hatten auf ihren Reisen das grandiose Wort im Ohr, mit dem Matthäus sein Evangelium beschliesst (28,18-20). Der Auferstandene sagt dort zu den Seinen sinngemäss: „Wenn ihr auf dem Weg seid, dann teilt mit allen, denen ihr begegnet, was euch aufgegangen ist. Schliesst niemanden von vorneherein aus, habt vor niemandem Angst. Sucht mit allen die Gemeinschaft. Ich bin schliesslich mit euch.“

Es mag historisch höchst unwahrscheinlich sein, dass Mauritius und seine Soldaten die Rolle spielten, die die Legende ihnen zuschrieb. Sicher ist: es waren Fremde, die Texte wie die Bergpredigt oder den Philipperbrief, hierher brachten. Von aussen kamen die ursprünglichen und Normen setzenden Dokumente der christlichen Kirche über die Alpen zu den wilden Berglern, die hier lebten. Diese haben sich bekanntlich noch etliche Jahrhunderte nach ihrer Christianisierung vor allem als Haudegen einen Namen gemacht – Morgarten, die Eroberung des Aargaus und Marignano lassen dieses Jahr besonders grüssen³.

Die Legende vom Hl. Mauritius, der nachdenkliche Blick unseres Soldaten mit den frei Kreuzen auf der Fahne, dem Brustpanzer und dem Schild, erinnern zudem daran, dass damals wie heute vermutlich nicht zuerst die Texte Eindruck machten. Es waren die Verhaltensmuster, die die Christinnen und Christen daraus ableiteten, die überzeugend wirkten. Es machte Eindruck, dass Menschen dem Wort und der Wirklichkeit vom Kreuz als Weg zum Leben und zum Frieden nicht auswichen. Ihr Zeugnis war glaubwürdig: es trug dazu bei, dass Menschen zum Glauben kamen.

Ich habe an die Missionsgeschichte unseres eigenen Landes erinnert, weil ich gleich zu Beginn ein Gegenbild skizziert haben wollte gegen das Bild von Mission, das sich mit beeindruckender Hartnäckigkeit auch in kirchlichen Köpfen hält. In diesem Bild ist Mission der äusserst fragwürdige Übergriff von Besserwissern, denen jedes Mittel recht ist, um Menschen zu bekehren, damit sie Gott und die Welt und sich selbst nicht mehr so sehen und verstehen, wie sie es bis anhin taten, sondern ihr eigenes Weltbild verraten und sich einem religiös-geistlichen Kolonialismus unterwerfen.

Während mehrerer Jahre habe ich für mission 21 Gemeinden besucht. In der Regel traf ich an jedem Ort mindestens jemanden, der oder die von mir erwartete, ich müsse unbedingt zustimmen, wenn sie oder er empört meinten, also Mission gehe also überhaupt also gar nicht mehr! Man könne doch nicht....! Auch wenn ich das leicht persifliere – ich musste, muss und will respektvoll zur Kenntnis nehmen, dass emotional hoch aufgeladene Vorbehalte gegen Mission bestehen. Das steht in klarer, den meisten jedoch nicht bewusster Spannung zur Tatsache, dass auch eine alte, immer noch sehr solide Kirche wie die reformierte Kirche Bern–Jura–Solethurn sich der Mission verdankt. Mein Ziel ist es, aus dieser Spannung Energie zu gewinnen, um eine Reihe von Klärungen zu erreichen. Ich möchte Ihnen einleuchtend machen, inwiefern Kirche nicht ohne Mission sein kann.

² Vgl. Adrian Hastings, A World History of Christianity, London 1999, 1f.

³ <http://www.nzz.ch/schweiz/das-jubilaumsjahr-der-superlative-1.18357269> (24.1.15).



Eine Definition

Ich setze dabei an mit einer erfrischend pragmatischen Definition von Mission. Ich habe von meiner akademischen Lehrerin, meiner „Doktormutter“ Christine Lienemann, einiges sehr Nützliches gelernt. Sie hat namentlich eine besondere Gabe, emotionale Verknüpfungen durch kühle Nüchternheit aufzulösen. Es sind unterschiedlich steile Formulierungen darüber, was Mission denn sei, denkbar und im Umlauf. Vom diffusen „Mission ist gelebte Mitmenschlichkeit“ bis zur kompromisslosen Forderung „Mission heisst, Menschen dazu zu führen, Jesus Christus als ihren Herrn und Heiland anzunehmen“ ist die Bandbreite gross. Entsprechend heftig kann gestritten werden.

Christine Lienemann hingegen schlägt eine zunächst rein beschreibende Definition von Mission vor. Sie will nicht von Anfang an inhaltlich vorgeben, wie und in welcher Richtung Mission sich zu bewegen habe. Lakonisch formuliert sie: „Mission ist die Theorie und Praxis kirchlicher Fremdbegegnung.“⁴

Die eine oder der andere wird vielleicht finden, das sei allzu nüchtern und zurückhaltend. Tatsächlich meine ich auch, dass mit dieser Definition längst nicht alles gesagt ist, was zu sagen ist. Doch als Ausgangspunkt leistet sie hervorragende Dienste.

Das Christentum bleibt starke Minderheit

Wir leben in einer Welt, in der die Mehrheit der Menschen den Glauben der Christinnen und Christen nicht teilt. Menschen, die durch Jesus Christus und in der Kraft seines Geistes an Gott glauben, treffen auf jeden Fall auf Menschen, die durch eine andere oder gar keine religiöse Orientierung geprägt sind. Es deutet nichts darauf hin, dass es Gott gefallen könnte, im Blick auf die religiösen Zugehörigkeiten diese Mehrheitsverhältnisse in absehbarer Zukunft zu ändern. Im Gegenteil: trotz des enormen Aufwands an Menschen, Mitteln und Material für die Weltmission im 20. Jahrhundert ist der prozentuale Anteil der Christen an der gesamten Weltbevölkerung nicht gestiegen, sondern eher leicht zurückgegangen. Vor hundert Jahren gehörten rund 35% der Weltbevölkerung einer christlichen Kirche oder Gemeinschaft an, heute sind es 33%.⁵

Während die Kirchen in manchen Weltgegenden dynamisch und in beeindruckendem Mass wachsen, schrumpfen sie anderswo. Das Gravitationszentrum des Christentums hat sich verschoben. Vor hundert Jahren lag es noch in Europa, heute in Afrika – was mich zusammen mit meinem Kollegen in Zürich einmal veranlasst hat, eine Lehrveranstaltung unter den Titel zu stellen: „Von Zürich nach Timbuktu“. Es gibt Regionen, wo das Christentum auf gewalttätige Weise zum Schwenden gebracht wird, und solche, in denen es sich auf eine beunruhigend selbstverständliche und wenig fassbare Weise verflüchtigt. In der Schweiz leben wir in so einem Umfeld. Zwar findet immer noch eine Mehrheit derer, die in unserem Land leben, sie seien irgendwie religiös, doch schon vor gut zwanzig Jahren lautete der Titel der entsprechenden Untersuchungen: „Jede, jeder ein Sonderfall – Religion in der Schweiz.“⁶ Hinter dieser leise ironischen Bezeichnung steht die Beobachtung, dass immer weniger Menschen in der Schweiz ihre religiöse Identität an die Mitgliedschaft in einer konkreten, sichtbaren, identifizierbaren Gemeinschaft binden. Die entsprechenden Prozesse mögen im Emmental etwas gemächlicher ablaufen als in Bern oder Basel, doch Fachleute reden von „Megatrends“, die nicht durch ein paar gut gemeinte Massnahmen aufzuhalten wären.⁷ In meiner Heimatstadt ist es inzwischen so,

⁴ Die Definition habe ich mir einmal nach einem Gespräch mit Christine Lienemann notiert, aber nie in einer ihrer Publikationen gefunden. Entfaltet wird die Grundidee in: Christine Lienemann-Perrin. Mission und interreligiöser Dialog, Ökumenische Studienhefte 11, Göttingen 1999.

⁵ Todd M. Johnson / Kenneth R. Ross (Hg), Atlas of Global Christianity 1910-2010, Edinburgh 2009, 8.

⁶ Alfred Dubach, Roland Campiche (Hg.), Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung, Zürich/Basel 1993

⁷ Die Religiosität der Christen in der Schweiz. Forschungsergebnisse aus ausgewählten Projekten des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58), http://www.nfp58.ch/files/downloads/NFP58_Themenheft04_DE.pdf (29.1.15)



dass nur gerade noch ein gutes Drittel der gesamten Wohnbevölkerung Mitglieder einer öffentlich-rechtlich verfassten christlichen Religionsgemeinschaft sind, also der evangelisch-reformierten, der römisch-katholischen oder der christkatholischen Kirche; über 44% der Bevölkerung gehören keiner Religionsgemeinschaft an, dazu kommen gut 5%, die keine Angaben machen.⁸

Im Blick auf die religiöse Identität besteht also eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Begegnung eines Mitglieds einer christlichen Kirche mit einem Nachbarn, einer Arbeitskollegin, einem Mitfahrer im Tram, der Kassierin im Supermarkt oder des Sanitärinstallateurs, der den tropfenden Hahn repariert, das ist, was Christine Lienemann „kirchliche Fremdbegegnung“ nennt. Ob sie es will oder nicht, ob sie es bewusst gestaltet oder nicht – Kirche begegnet Nicht-Kirche, Christinnen und Christen begegnen Menschen, die es nicht sind. Aus rein statistischen Gründen ist Kirche ohne Mission also gar nicht möglich.

Moment! Wird da vielleicht jemand einwenden wollen – das ist doch eine Banalität. Mit Mission ist doch etwas anderes, ist mehr gemeint! Genau wegen dieses Einwands arbeite ich gerne mit der Lienemannschen Definition von Mission als kirchlicher Fremdbegegnung.

Kommunikation geschieht

Denn sie betont den kommunikativen Aspekt von Mission und lässt mich darüber nachdenken, wie ich mir überhaupt Kommunikation vorstelle. Das weit verbreitete und meist kritisierte Missionsverständnis geht von einem sehr einseitigen Verständnis von Kommunikation aus. Da gibt es aktive Missionierende und passive Missionierte. Mission wäre der Versuch von Missionierenden, den zu Missionierenden und dann Missionierten etwas beizubringen, einzutrichtern. Von da aus ist es kein weiter Schritt mehr, die einen moralisch als Täter und die anderen als Opfer zu betrachten und entsprechend zu verurteilen und zu bedauern.

Wie wenn in der Mission in Geschichte und Gegenwart die Regel aufgehoben wäre, dass Kommunikation ein viel komplexeres Geschehen ist, in dem nicht pauschal zwischen aktiven und passiven Partnern unterschieden werden kann. Historisch kann im Gegenteil an vielen Beispielen gezeigt werden, dass Mission immer ein höchst intensiver Austausch war. Im Zusammenhang mit dem Jubiläum der Basler Mission wird wieder viel geforscht, und manche Ergebnisse sind ausgesprochen spannend. Es kann nachgewiesen werden, wie unterschiedlich die Interaktionen waren zwischen den Basler Missionaren und den Menschen auf dem sogenannten Missionsfeld. Sogar dort, wo Missionierende davon ausgingen, nur sie hätten etwas zu bieten, während ihre Adressaten das nur passiv annehmen könnten, lässt sich vielfach erkennen, wie kreativ und aktiv die Empfänger mit dem umgingen, was zu ihnen kam. Da und dort waren die Auswirkungen der Mission auf die Missionierenden viel stärker und klarer erkennbar als diejenigen auf die Missionierten. Zudem erwies sich das Evangelium als eine höchst subversive Kraft, die ganz anderes auslöst, als diejenigen hätten in Bewegung setzen wollen, die es gebracht hatten.

Um diesen Teil meines Gedankengangs noch zu verdeutlichen, erlaube ich mir eine Anmerkung zur Kommunikation im Gespräch. Es ist mittlerweile ein Allgemeinplatz zu sagen, dass der Empfänger die Botschaft macht. Nehmen wir zunächst bloss einen Dialog von A und B. Wenn A im Gespräch etwas sagt, „sendet“ sie damit eine Botschaft an B. Diese Botschaft – das wissen Sie aus eigener Erfahrung schmerzlich gut – kommt nicht „einfach“ an. B hört sie und muss sie „decodieren“; nur so versteht sie sie. Jede Hörerin „entschlüsselt“ das, was sie hört, aufgrund dessen, was sie erwartet, was sie schon weiss, worauf sie vorbereitet und fokussiert ist, wie sie etwas sieht und versteht. Oft geschieht es, dass in dieser Entschlüsselung B etwas hört, wovon A dann erschreckt oder verwundert feststellen wird, sie

⁸ http://www.statistik-bs.ch/medien/referate/Religionen_in_der_Stadt.pdf (27.1.15).



habe das nicht beabsichtigt, sie habe das nicht gemeint, ja nicht einmal gesagt. Als Prediger bin ich hin und wieder sehr überrascht von Menschen zu erfahren, was sie in meiner Predigt gehört hätten.

Wenn Mission als kirchliche Fremdbegegnung definiert wird, dann heisst das also: Mission ist der Kommunikationsprozess, in dem die Kirche sich mit Nicht-Kirche befindet. In diesem Prozess machen die Empfänger die Botschaft, sie bestimmen entscheidend mit über die Wirkung von Kirche. Und wenn Kirche gar nicht wahrgenommen wird, dann ist das auch eine Wirkung. Ich darf hier Churchill zitieren. Es wird berichtet, dass er sich gegen einen Antrag des Oppositionsführers gestellt habe, worauf dieser empört protestierte: „Wie kann der Premierminister eine Meinung haben, wo er doch während meiner Ausführungen geschlafen hat?“ Worauf Churchill antwortete: „Schlafen ist auch eine Meinung.“

Ich fasse die zweite Etappe auf meinem Gedankengang also zusammen: Mission ist weltweit gesehen und in Bezug auf die Schweiz eine demografische Gegebenheit. Sie ist ein lebendiger Kommunikationsprozess. Das sind die ersten beiden Erkenntnisse, zu denen mich die lakonische Definition von Christine Lienemann bringt.

Theorien von Mission

Nun ist aber in dieser Definition nicht bloss gesagt, dass Mission kirchliche Fremdbegegnung sei, sondern präzisiert: Mission ist die Theorie und die Praxis kirchlicher Fremdbegegnung.

Sie lädt damit ausdrücklich dazu ein, nicht nur zu beobachten, was in dieser Fremdbegegnung wo zwischen wem auf welche Weise geschieht, sondern fordert dazu auf, darüber nachzudenken, wie zumindest der kirchliche Partner seine Praxis in dieser Begegnung steuert. Hier geht es um Fragen wie diese: Wer sind eigentlich die Fremden, denen wir begegnen? Wie sehen wir diejenigen, die uns gegenüber sind als die anderen? Was glauben wir von denen, die unseren Glauben nicht teilen? Was wollen wir mit ihnen, für sie, ohne sie erreichen? Was wollen wir vermeiden? Womit begründen wir, was wir tun und was wir lassen? Welche Prinzipien halten wir hoch und heilig? Was führen wir aus der Vergangenheit weiter? Wo sollen und wollen wir uns abgrenzen, mit einer Tradition brechen? Welche Unterscheidungen sind unerlässlich? Was ist weswegen wichtig, was eher nebensächlich?

Wie ausführlich muss, wie knapp kann eine Theorie von Mission sein, wenn sie zumindest eine Richtung angeben soll, auf diese Art von Fragen eine sinnvolle und klare Antwort zu geben? Reicht es, wenn sie ihr Ziel darin zusammenfasst, Menschen für den Heiland zu gewinnen? Kann sie die Frage danach, worum es bei der Mission gehe, mit dem Dreiklang beantworten: „Gerechtigkeit, Friede, Bewahrung der Schöpfung“? Muss das eine zum anderen in Konkurrenz stehen?

Solche Überlegungen werden innerhalb von Missionswerken auf verschiedenen Ebenen angestellt. Bei mission 21 beispielsweise wird immer wieder über das Verhältnis von Verkündigung und Diakonie gerungen.

Doch in den Kirchen und Gemeinden in der Schweiz lässt sich eine eigentümliche Beobachtung machen: Mission ist ein Thema, das delegiert wird. Mir kommt vor, als überlasse man es zwei Gruppen: den Gemeinden und Bewegungen, die als „fromm“ bezeichnet werden, als „evangelikal“ oder/und als „pfingstlich-charismatisch“, und Menschen, die – wie Sie beispielsweise – die Arbeit von mission 21 zur Kenntnis nehmen und unterstützen.

Reicht das? Wäre es angesichts der statistisch gegebenen Missionssituation der Kirchen in der Schweiz nicht angezeigt, wenn wir gründlich darüber nachdächten, intensiv und durchaus kontrovers darüber debattierten, welche Theorie uns darin steuern soll, wie wir in der Praxis Menschen begegnen, die anders und anderes glauben?

Ich halte – so gut ich ihn nachvollziehen kann – den weit verbreiteten Abwehrreflex gegen Mission für schädlich, weil er uns daran hindert, zur Kenntnis zu nehmen, dass wir uns in der Mission befinden. Um



uns her sind Fremde, Menschen anderen Glaubens, anderer Überzeugung. Deswegen sollten wir sorgfältig überlegen, wie wir ihnen begegnen, uns ihnen gegenüber verhalten.

Die „Five Marks of Mission“ der anglikanischen Kirchengemeinschaft

Die Kirchen in England sind uns da weit voraus. Vor einem guten Jahr besuchte ich mit einigen Kolleginnen und Kollegen verschiedene kreative kirchliche Initiativen in der Gegend von Liverpool, Manchester und Sheffield. Schon vor rund dreissig Jahren hat die Church of England „fünf Merkmale von Mission“⁹ identifiziert und formuliert. Mit einem gewissen Neid habe ich zur Kenntnis genommen, dass diese „five marks of mission“ von den Gemeinden, die wir besucht haben, als ein brauchbares Werkzeug betrachtet und dann auch dazu verwendet werden, je ihr eigenes Missionsverständnis zu formulieren. Und das ist erst noch so möglich, dass die Gemeinde sich in ihrer spezifischen Eigenart als Teil der ganzen Church of England verstehen kann, ja mehr noch als Teil der weltweiten „Anglican Community“.

Als erfreulicher Nebeneffekt dieser theologischen Arbeit schien mir: für diejenigen, mit denen wir auf unserer Besuchsreise in Kontakt kamen, sind etliche Unterscheidungen, die in unserem Land da und dort immer noch gerne gemacht werden, ganz und gar uninteressant. Ob eine Gemeinde eher charismatisch sei oder eher eine politische Theologie pflege, ob sie eher von einem liturgisch-hochkirchlichen oder von einem populär-hemdsärmligen Stil geprägt sei – das schien für sie unerheblich, solange und weil sie sich je zugestanden, sich in ihrer kirchlichen Fremdbegegnung, in ihrer Mission von diesen fünf Merkmalen leiten zu lassen. Und weil sie einander zugestanden, dass nicht in jeder Gemeinde jedes dieser fünf Merkmale das gleiche Gewicht haben muss.

Die fünf Merkmale der „Anglican Community“ haben sich bewährt, und es wäre gewiss anregend und herausfordernd, sie beispielsweise in einer Retraite zu bearbeiten, wenn eine Kirchgemeinde darüber nachdenken will, wie sie in ihrem Umfeld auf diejenigen wirkt und wirken will, die ihr nicht angehören. Es braucht dazu allerdings Übersetzungsarbeit – nicht nur, weil die Merkmale offiziell nur auf englisch, französisch, spanisch und Kisuaheli vorliegen. Sie bedienen sich dazu einer Ausdrucksweise, von der ich vermute, sie wirkte hier in der Schweiz auf etliche durchaus engagierte Kirchenmitglieder zu fromm.

Eine praktische Anmerkung: Weil ich die fünf Merkmale im Rahmen der mir gegebenen Zeit nicht wenigstens ganz kurz erläutern kann, verzichte ich auch darauf, sie jetzt herunterzulesen. In der schriftlichen Fassung meines Vortrags finden Sie sie – auch den Hinweis darauf, wo sie im Netz stehen.

Gemeinsam für das Leben – die neue Missionserklärung des ÖRK

Als vor gut dreissig Jahren die letzte grosse Erklärung des Ökumenischen Rats zu Mission und Evangelisation veröffentlicht wurde, gab es immerhin noch ein gewisses Echo auch in Schweizer Kirchen und Gemeinden. Im vorletzten Herbst hat die Vollversammlung nach langen Vorarbeiten erneut eine Missionserklärung verabschiedet. Doch wer in der Schweiz – über die üblichen Verdächtigen hinaus – hat das überhaupt mitbekommen, geschweige denn den Text gelesen?

Nun ist anzuerkennen, dass ökumenische Konsentexte mit ihren durchnummerierten Abschnitten eine sehr spezielle Literaturgattung sind; sie lesen sich selten wie ein Kriminalroman oder die Reportage einer

⁹ <http://www.anglicancommunion.org/ministry/mission/fivemarks.cfm> (28.1.15): 1. To proclaim the Good News of the Kingdom / 2. To teach, baptise and nurture new believers / 3. To respond to human need by loving service / 4. To seek to transform unjust structures of society, to challenge violence of every kind and to pursue peace and reconciliation / 5. To strive to safeguard the integrity of creation and sustain and renew the life of the earth [1. Die Gute Nachricht von Gottes Reich verkünden / 2. Die, die neu zum Glauben kommen, lehren, taufen und nähren / 3. Mit konkreter Liebe dienend auf die Not der Menschen antworten / 4. Sich für die Veränderung ungerechter Strukturen einsetzen, Gewalt in jeglicher Form ablehnen, Friede & Versöhnung suchen / 5. Sich anstrengen, die Schöpfung zu bewahren, und das Leben auf der Erde erneuern]; siehe auch: Andrew F. Walls / Cathy Ross (Hg), Mission in the Twenty-First Century. Exploring the Five Marks of Global Mission, Maryknoll 2008.



Expedition in extreme Regionen. Und doch: Unter dem Titel „Gemeinsam für das Leben – Together towards life“ formuliert die ökumenische Bewegung die Grundlagen einer Theorie, die die christlichen Gemeinschaften in den unterschiedlichsten Kontexten dazu anregen und dabei anleiten soll, ihren Nachbarn, die ihren Glauben nicht teilen, auf überzeugende, gewinnende, glaubwürdige Weise zu begegnen.

Gemeinsam für das Leben wird mit einem trinitarischen Bekenntnis eröffnet, das in eine These mündet, die wie eine Doxologie klingt: „Mission beginnt im Herzen des dreieinigen Gottes, und die Liebe, die die Personen der Heiligen Dreifaltigkeit zusammenhält, durchströmt die ganze Menschheit und Schöpfung. Der missionarische Gott, der den Sohn in die Welt sandte, beruft das ganze Volk Gottes und gibt ihm die Kraft, eine Gemeinschaft der Hoffnung zu sein.“¹⁰

Mission ist also zuerst und bis zuletzt Gottes Sache. Gott selbst ist Urheber der Mission und bedient sich dazu der Kirche, Mission ist ein Wesensmerkmal von Kirche.¹¹ *Gemeinsam für das Leben* sagt: „Es ist nicht die Kirche, die eine Mission hat, sondern vielmehr die Mission, die eine Kirche hat.“¹²

Diese Mission Gottes geschieht, wo und weil Gottes Wind weht. Gottes Geist bewirkt, dass „Menschen für das Leben in seiner ganzen Fülle und in all seinen Dimensionen eintreten, einschliesslich der Befreiung der Unterdrückten, der Heilung und Versöhnung zerbrochener Gemeinschaften und der Wiederherstellung der Schöpfung. Wir erkennen dort böse Geister, wo die Mächte des Todes und der Zerstörung des Lebens vorherrschen.“¹³ Das wird in vier Kapiteln entfaltet.

Im *ersten* geht es um den „Geist der Mission – Atem des Lebens“. Dieser Geist befreit und befähigt uns dazu, zwischen dem zu unterscheiden, was dem Leben dient, und dem anderen, was es gefährdet und zerstört. Er äussert sich in einer Spiritualität, einem geistlichen Leben, einer Praxis des Glaubens, die Veränderungen wünscht, erkennt und voranbringt.

Das *zweite* Kapitel handelt vom „Geist der Befreiung – Mission von den Rändern her“. Hier nimmt die Missionserklärung auf, was die Theologie der Befreiung besonders pointiert in Erinnerung gerufen hat: Gott kommt von unten in die Welt und zu den Menschen. An den „Rändern“ leben nicht die Empfänger herablassender Huld, Objekte des mehr oder weniger grosszügigen Mitleids von Reichen und Starken. Die „Ränder“ sind der Ort, wo Gott sich in geheimnisvoller Weise zu erkennen gibt. Deshalb lässt sich in der Mission das für Gott typische Paradox beobachten: Die scheinbar Schwachen sind stark, und die scheinbar Mächtigen ohnmächtig.¹⁴

Im *dritten* Kapitel ist der „Geist der Gemeinschaft – Kirche unterwegs“. Sie erinnert an den seit fünfzig Jahren immer noch nicht wirklich erfüllten Auftrag, Mission und Kirche zu integrieren. Der theologisch fundamentale Zusammenhang zwischen beiden soll sich auch an der Art und Weise ablesen lassen, wie Kirchen sich organisieren, welche Schwerpunkte sie setzen, wie sie kommunizieren.

Das *vierte* Kapitel schliesslich weiss: Der „Geist von Pfingsten – Gute Nachricht für alle“. Hier handelt *Gemeinsam für das Leben* von der Evangelisation. Sie „ist die missionarische Arbeit, die die zentrale

¹⁰ “Mission begins in the heart of the Triune God and the love which binds together the Holy Trinity overflows to all humanity and creation. The missionary God who sent the Son to the world calls all God’s people (John 20:21), and empowers them to be a community of hope.” (2).

¹¹ Jacques Matthey, Mission als Wesensmerkmal der Kirche, in: ZMiss 28/2002, 221-239.

¹² “...it is not the church that has a mission but rather the mission that has a church.” (58).

¹³ “We discern the Spirit of God wherever life in its fullness is affirmed and in all its dimensions, including liberation of the oppressed, healing and reconciliation of broken communities and the restoration of the creation. We also discern evil spirits wherever forces of death and destruction of life prevail.” (24) Unschwer ist jene Grundformel wieder zu erkennen, die sich seit der Europäischen Ökumenischen Versammlung in Basel 1989 durchgesetzt hat als knappste Zusammenfassung der Ziele von Mission; auch mission 21 bekennt sich in ihrem Leitbild dazu: GFS – Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

¹⁴ Vgl. dazu das Magnifikat, das Lied Marias (Lk 1, 46-55) oder, was Paulus vor allem an die Korinther schreibt (z.B. 1. Kor 1+2).



Bedeutung der Inkarnation, des Leidens und der Auferstehung Jesu Christi explizit und eindeutig zum Ausdruck bringt, ohne der erlösenden Gnade Gottes Grenzen zu setzen. Sie will diese Gute Nachricht mit allen teilen, die sie noch nicht gehört haben, und sie zu der Erfahrung eines Lebens in Christus einladen.“¹⁵ Dieser Aspekt von Mission ist besonders umstritten ist, weil Evangelisation mit hoch problematischen Mitteln betrieben worden ist und wird. Doch deswegen darf die Kirche ihre Türen nicht schliessen. Sie soll einladend offen bleiben. Wenn und weil das Evangelium Kraft zum Leben ist, darf die Kirche nicht meinen, es sei nur für sie reserviert.

Mit den „five marks of mission“ habe ich Sie auf eine Theorie der kirchlichen Fremdbegegnung hingewiesen, die sich mit buchstäblich einer Hand voll Leitsätzen begnügt. In der Missionserklärung „Gemeinsam für das Leben“ liegt ein sehr dichter und reicher Text vor. Daneben und darüber hinaus findet sich eine Fülle von originell zugespitzten bis harmonisch integrierenden Versuchen¹⁶, eine Theorie so zu formulieren, dass daraus eine Praxis abgeleitet werden kann, aus der aufscheint, dass Mission wirklich Gottes Sache ist.

Wie Maria...



Ich schliesse mit einem zweiten Bild aus „meiner“ Peterskirche. Es ist erst vor gut zwanzig Jahren freigelegt worden. Dargestellt ist die Verkündigung. Eine Kunsthistorikerin meint, dieser Gabriel sei der schönste Engel überhaupt. Mein Lieblingsdetail ist das kaum sichtbare Geistvögelein, das sich gerade im Landeanflug auf Marias Ohr befindet.

Es ist ganz klein, aber sein spitzer Schnabel erinnert daran: es kann auch wehtun.

Ein befreundeter Jesuit hat einmal bemerkt: „Weisst du, wir Katholiken glauben mit Maria, die Orthodoxen durch Maria, ihr Protestanten wie Maria.“



Dem kann ich als verkappter Pfingstler nur zustimmen: Gottes Botinnen und Boten erreichen uns. Sie sagen uns an, dass der Geist uns berühren, erfüllen und verwandeln wird. Manchmal tut das weh. Doch so kommt Jesus zur Welt.

Noch immer hält sich die Vorstellung, Mission sei etwas, was vor allem dort geschieht, wo es wärmer und die Menschen

¹⁵ “Evangelism is mission activity which makes explicit and unambiguous the centrality of the incarnation, suffering and resurrection of Jesus Christ without setting limits to the saving grace of God. It seeks to share this good news with all who have not yet heard it and invites them to an experience of life in Christ.” (80)

¹⁶ Siehe dazu beispielsweise Werner Raupp (Hg), Mission in Quellentexten. Von der Reformation bis zur Weltmissionskonferenz 1910, Erlangen 1990. Die Lern- und Glaubensgemeinschaft, in der wir uns mit mission 21 befinden bringt uns in Kontakt mit Christinnen und Christen, die uns durch ihr Zeugnis aus ganz anderen Kontexten als dem unseren ermutigen für unsere Theorie und Praxis kirchlicher Fremdbegegnung.

ärmer sind; bei uns sei die Sache entweder erledigt oder aussichtslos. Ich hoffe, ich hätte Ihnen darlegen können, weshalb wir uns der Mission gar nicht entziehen können. Mit diesem Bild will ich dazu ermutigen, dass wir uns der Mission auch nicht entziehen müssen. Uns ist zugesagt, dass wir vom Atem Gottes berührt werden, von der Taube des Geistes, die ein Lied aus Iona so schön „die Feindin der Gleichgültigkeit“ nennt, „The Enemy of Apathy“¹⁷. Sie wird uns dabei anleiten und unterstützen, die Theorie der Mission zu finden und zu formulieren, die wir dann in der Kraft des Heiligen Vögeleins auch glaubwürdig umsetzen können. Sie wird uns ermutigen in unseren Begegnungen mit denen, die uns fremd sind. Sie wird in uns – um ein schönes Gebet von Paulus aufzunehmen (Phil 1,9f) – die Liebe überfließen lassen an Erkenntnis und umfassendem Verständnis. So werden wir prüfen können, worauf es ankommt, und was ganz und gar nebensächlich ist. Und wir werden staunen, welche Wirkung wir als Kirchen, als Gemeinden, als einzelne Christinnen und Christen in der Welt und auf die anderen, die Fremden haben, mit denen wir um Gottes Willen in dieser Welt leben.

Und eine Leitfrage zum Schluss

Wie wirken wir (wie wollen wir wirken) als Kirchen, als Christen auf Menschen, die anders und anderes glauben?

¹⁷ Iona Community, *Enemy of Apathy. Songs of the Passion and Resurrection of Jesus, and the Coming of the Holy Spirit*, Glasgow 1988, 114f.

